

Potsdam, 18.11.015

Fulbert Steffensky

Schuld – Vergebung - Gericht

Schuld:

Ich möchte zwei Arten von Schuld unterscheiden: die eine ist, gegen sein Gewissen zu handeln; die andere: keine Gewissen zu haben. Im normalen Sprachgebrauch meinen wir die erste, wenn wir von Schuld reden. Wir setzen ein freies Subjekt voraus, das fähig ist, Recht und Unrecht zu erkennen und nach der eigenen Erkenntnis oder gegen sie zu handeln. Diese Souveränität des Gewissen haben wir vorausgesetzt, als meine Generation die Väter und Mütter gefragt hat Wo ward ihr während der Nazizeit? Warum seid ihr mitgelaufen und warum habt ihr keinen Widerstand geleistet. Im selber Begriff von Schuld haben sie geantwortet: Wir haben nichts gewusst. In einem gewissen Sinn hatten sie Recht. Aber warum haben sie nichts gewusst und nichts gesehen? Wie kam es, dass ihnen das Wissen und das Gewissen abhanden kamen? Wie funktioniert eine Selbstblendung? Es war doch alles ersichtlich. Der Aufruf zum Boykott jüdischer Geschäfte stand in allen Zeitungen. Alle haben die Schilder vor jüdischen Geschäften gelesen: „Deutsche, kauft nicht bei Juden!“ Viele haben die christlichen Predigten gehört, in denen das jüdische Volk als verworfen bezeichnet wurde. Viele haben die Karfreitagsbitte gehört: Oremus pro impiis Judaeis! Lass uns für das ungläubige Judenvolk beten. In kaum verbesserter Form kann man sie heute wieder hören und beten. Menschen haben die Aufrufe in den Zeitungen gelesen: Juden dürfen keine Fahrräder mehr haben, keine Musikinstrumente. Sie dürfen nicht auf öffentlichen Parkbänken sitzen und nicht in der Straßenbahn. Unter ihren Augen wurde ein ganzes Volk unsichtbar gemacht, bis schließlich niemand mehr da war. Gerade darum wussten sie nichts davon, weil das Verbrechen so allgegenwärtig war, so geläufig und so selbstverständlich. „Unsichtbar macht sich die Dummheit, indem sie große Ausmaße annahm.“, sagt Brecht. Die Gewöhnung machte das Unrecht geläufig. Was immer so war, was täglich geschieht, was alle tun und glauben, das legitimiert sich dadurch, dass alle es tun und dass es immer so war. Die Gewöhnung raubt Wissen und Gewissen. Die biblischen Traditionen nennen dies Verblendung: Das Unrecht tun und nicht wissen, dass es Unrecht ist; in der Korruption gefangen sein und sie für natürlich halten.

Ich erinnere an ein gegenwärtiges Beispiel eines zur Natur gewordenen Verbrechens, den Waffenhandel. Warum waren wir vor einigen Jahren entsetzt, als wir erfuhren, dass deutsche Unternehmen die Giftgasanlagen für den Irak gebaut haben; dass deutsche Techniker die Zielgenauigkeiten der Raketen und ihre Reichweite verbessert haben, so dass sie Israel erreichen konnten? Wir wissen es doch, welches Geschäft der Waffenhandel in unserem Land ist. Man kennt die Skrupellosigkeit des Marktes, man hat Aktien, und man hat den Mythos der Ohnmacht des Einzelnen – wie damals. Auch hier verhindern die

Geläufigkeit des Unrechts und die Interessen das Wissen oder schwächen es so, dass es einem Nichtwissen gleichkommt. So entsteht die merkwürdige Situation des Verbrechens, das fast keine Subjekte hat; der Schuld, ohne dass sich jemand schuldig fühlt, und der Tat ohne Täter. Ich sage das nicht um die Damaligen und uns heute zu entschuldigen. Ich beschwöre nicht ein allgemeines Fatum, das uns blind geschlagen hat, wie die Götter Ödipus, sodass er seinen Vater erschlug und seine Mutter heiratete. Ich beschwöre also keine Tragik, sondern frage nach der Schuld, die darin besteht, kein Gewissen zu haben. Denn man ist nicht nur **vor** seinem Gewissen verantwortlich, man ist auch **für** sein Gewissen verantwortlich.

Die Gewissenlosigkeit braucht eine eigene Sprache und sie wird durch sie produziert.: Raul Hilberg, einer der führenden Erforscher jener Menschenvernichtung, berichtet, dass er bei der Durchsicht zehntausender Nazi-Dokumente nicht ein einziges Mal auf das Wort „töten“ gestoßen ist. Schließlich hat er den Ausdruck doch noch entdeckt: In einer Verordnung über den Umgang mit Wachhunden. Für die Sprache, die den Mord und seine Vorbereitung unsichtbar macht, zitiere ich ein Dokument aus dem Film „Shoa“ von Claude Lanzmann. Es ist ein Gutachten über dieSpeziallastwagen, mit denen zunächst die Vergasung der jüdischen Bevölkerung ausprobiert wurde. Darin heißt es: „Die Beschickung der Wagen beträgt normaler Weise 9-10 Quadratmeter. Bei den großräumigen Saurer-Spezialwagen ist eine Ausnutzung in dieser Form nicht möglich, weil dadurch zwar keine Überbelastung eintritt, jedoch die Geländegängigkeit sehr herabgemindert wird. Eine Verkleinerung der Ladefläche scheint notwendig ... Vorstehende Schwierigkeit ist nicht, wie bisher, dadurch abzustellen, dass man die Stückzahl bei der Bestückung vermindert. Bei einer Verminderung der Stückzahl wird nämlich eine längere Betriebsdauer notwendig, weil die freien Räume auch mit CO angefüllt werden müssen. Dagegen reicht bei einer verkleinerten Ladefläche und vollständig angefülltem Laderaum eine erheblich kürzere Betriebsdauer aus, weil freie Räume fehlen. Bei einer Besprechung mit der Herstellerfirma wurde von dieser Seite darauf hingewiesen, dass eine Verkürzung des Kastenaufbaus eine ungünstige Gewichtsverlagerung nach sich zieht. ... Tatsächlich findet aber ungewollt ein Ausgleich in der Gewichtsverteilung dadurch statt, dass das Ladegut beim Betrieb in dem Streben nach der hinteren Tür immer vorwiegend dort liegt.“

Das „Ladegut“ sind Kinder, Frauen und Männer in Todesangst. Die „Beschickung“, das heißt, dass diese Menschen mit Hundepeitschen in die Wagen getrieben werden. Die „Stückzahl“, das sind die Menschen, die wissen, dass sie umgebracht werden. Die „Betriebsdauer“ ist die Zeit, in der die Juden Todesschreie ausstoßen und am Gas ersticken. Das „Streben nach der hinteren Tür“ ist der verzweifelte Versuch der Opfer, ins Freie zu kommen und dem Tod zu entgehen. Die vollkommene Herrschaft der instrumentellen und den Opfern gegenüber gleichgültigen Vernunft wird dadurch möglich, dass die Sprache tränenfrei gemacht wird, sie wird amoralisiert. Die tränenfreie Sprache verbirgt die Gesichter der Opfer.

Ich fahre fort mit einem Beispiel eines Glaubens ohne Vernunft, ebenso aus dem Shoa-Film von Lanzmann. Die Dorfbewohner von Chelmno, ein Ort in der Nähe von Auschwitz, erzählen in einer Szene, wie die Juden von den Nazis in die Kirche getrieben und von dort zur Vergasung abgetrieben wurden. Schließlich fragt sie Claude Lanzmann: „Wie konnte Ihrer Meinung nach Juden diese Geschichte passieren?“ Die Leute aus dem Dorf sind sich einig: „Es war der Wille Gottes, das ist alles!“ Eine Frau fügte hinzu: „Als Pontius Pilatus sich die Hände gewaschen hat, sagt er: ‚Dieser Mann ist unschuldig. Ich will mit dieser Geschichte nichts zu tun haben.‘ und er hat Barrabas geschickt. Aber die Juden haben gerufen: ‚Sein Blut komme über uns!‘ Das ist das Ende, jetzt wissen Sie alles.“

Diese Menschen hören die Schreie der zusammengetriebenen Juden. Sie unterschieben diesem Geschehen eine verrückt gewordene Logik und deuten mit ihr die Vorgänge. Sie sind fromm. Als Lanzmann sie befragt, kommen sie gerade aus einer Messe. Ihr Glaube und ihre Lesart der Geschichte macht sie zu Zuschauern eines grandiosen Dramas der Weltgeschichte, dem man sich nicht in den Weg stellen durfte. Die Gesichter der zur Vernichtung bestimmten Menschen verschwammen vor dieser böartigen Weltlogik, in der auch das Absurdeste wieder Sinn bekam, eine kalte und unerbittliche Welterklärung. „So musste es kommen“, dachten sie, und damit war der Schmerz der Menschen entwichtigt. Er wurde zur Opfergabe an den Sinn des Ganzen. Es gibt einen Glauben, eine Welterklärung und einen gefährlichen Sinnhunger, die die Vernichtung erklärlich machen, zulassen oder betreiben. Der Glaube, der die Vernunft und die Skepsis nicht zulässt, wird gefährlich und geht im Notfall über Leichen. Religion kann ebenso gnadenlos sein wie die instrumentelle Vernunft.

So leben Menschen in geschminkten Realitäten. Nicht nur sie sind amoralisch, ihre Lebenslandschaft ist amoralisch. Ihr Gewissen haben sie nicht mehr in sich selber. Es hängt in der gesellschaftlichen Inszenierung, die betrieben wurde, durch die verrückte Sprache, die verrückte Logik und in der Routine dessen, was ständig und überall geschah.

+++

Es kam der 8. Mai, die Katastrophe, die unsere Befreiung wurde. Oft lernt man nur durch die Katastrophen. Wir konnten anfangs, das Unrecht zu erkennen. Wir konnten anfangen zu bereuen. Zum Gewissen gehört die Reuefähigkeit des Menschen; die Kraft, sich von den eigenen Handlungen zu distanzieren und mit sich selbst zu brechen. Schuld ist ein Begriff der Menschenwürde und der Freiheit. Je größer Menschen von sich selber zu denken gelernt haben; je mehr sie sich selber Subjektsein, Würde und Freiheit zupechen, desto weniger erschöpfen sie sich in der Leugnung oder der Verharmlosung der eigenen Taten. Sie geben sich „das Recht ein anderer zu werden“, wie Dorothee Sölle es genannt hat. Zur Würde gehört der Bruch mit den alten Identitäten. Erst dem „zerbrochenen Herzen“, wie es der 51. Psalm nennt, ist der Weg zur Freiheit offen. Freiheit und Bruch, Freiheit und Verabschiedung von sich selbst, Freiheit und Diskontinuität muss man zusammendenken. Selbstsucht verblödet wie alle Sucht. Die Sucht man selber zu bleiben, die Sucht nach Kontinuität ist nicht mehr als die Gefangenschaft in sich selbst. Noch einmal der 51. Psalm:

Das Opfer, das Gott gefällt, ist ein zerbrochener Geist und ein zerschlagenes Herz. Es ist wohl die schwerste Arbeit, sich von sich selbst zu trennen, sich zu bekehren.

Was heißt das für uns Heutige? Wir alle waren keine Täter im unmittelbaren Sinn? Wie gehen wir mit diesem Erbe um? Ich führe Sie dazu an einen Ort, an den Ort der alten Hauptsynagoge in Hamburg. Sie wurde in der Pogromnacht 1938 geschändet und in Brand gesetzt, die Ruine wurde 1939 abgerissen, und zwar auf Kosten der jüdischen Gemeinde. Lange war dort ein Parkplatz, und mein Auto stand dort oft. Ich wusste nicht, dass dort Menschen in den Jahren des Terrors gezittert und gebetet hatten. Ich wusste nicht, dass sie vor dem Abtransport dort zusammengetrieben wurden. Und so hatte der Ort mir nichts zu sagen. 1988 wurde der Grundriss der Synagoge als Mosaik in den Boden eingelassen. Es wurde ein bezeichneter Ort. An dieser Stelle werden bei besonderen Anlässen die Namen der Toten verlesen, die an den Orten des Terrors ermordet wurden. Um den Platz der alten Synagoge stehen Bäume und darunter Bänke. Ich saß oft da, als ich noch in meinem Beruf arbeitete. In der Nähe ging eine laute Straße vorbei, trotzdem war es ein leiser Ort.

Ich erinnere mich dort an Menschen, die ich nie gekannt habe. Vielleicht war dabei ein Mann, so alt wie ich jetzt bin, den man nicht in Ruhe hat sterben lassen. Vielleicht zitterte hier ein Kind, das man von der Hand seiner Mutter gerissen hat. Diese Menschen sind nicht meine Toten. Ich habe sie nicht geliebt, und ich kenne ihr Leben nicht. Aber ich kenne ihr Leiden und ihren Tod. Wenn ich an dieser Stelle sitze und an sie denke, werden sie zu **meinen** Toten. Ich lerne von ihnen, was Menschen nie angetan werden soll. Kein Kind soll sterben, ehe es gelebt hat. Kein alter Mann soll eines gewaltsamen Todes sterben. Die Erinnerungen, die mich dort überfallen, sind Bilder des Schreckens. Aber sie verstören mein Leben nicht. Sie beheimaten mich an jener Stelle und in meiner Stadt. Heimat ist da, wo die Toten ihren Platz haben; wo man ihren Namen kennt und wo man weiß, was ihnen im Leben geglückt ist und was sie gelitten haben. Ich kenne eine alte Jüdin, die den Schrecken der Pogromnacht 1938 und die Zerstörung der Synagoge miterlebt hat. Sie sagte: „In jener Nacht ist mir die Heimat zum Feindesland geworden.“ Und nun umgekehrt: die Erinnerung macht mir dieses Land zum Heimatland. Sie entschönt das Land, und es wird wieder zu „einem bewohnbaren Land mit einer bewohnbaren Sprache“, wie Heinrich Böll dies nennt. Die Erinnerung an die Opfer macht das Land gerade nicht zu einem furchtbaren Land. Im Gegenteil: Man kann nicht atmen an den Orten, an denen das Gedächtnis und die Erinnerung an die Opfer verboten ist.

Es ist ein alter und humaner Brauch, die Toten heimzuholen und sie nicht in fremder kalter Erde verscharrt zu lassen. Dies gilt nicht nur im wörtlichen Sinn. Sich der Toten zu erinnern; ihr Schicksal dem Vergessen zu entreißen, heißt, sie heimzuholen. Die Erinnerung ist ein Akt des Erbarmens. Wir wärmen die Toten, wenn wir ihrer Leiden gedenken. Das Vergessen der Toten plant unsere Lebenslandschaft und macht sie unwirtlich. Die Heimat ist der Ort der gehäuften Erinnerung. Man lernt, wer man ist, wenn man weiß, woher man kommt, und Zukunft kann nur der haben, der eine Herkunft hat; der weiß, wer seine Väter und seine Mütter waren; was ihr Schicksal und ihre Lebenswünsche waren. Dies gilt nicht

nur für unsere leiblichen Vorfahren. Es gilt für alle, die in der eigenen Region gelebt und gelitten haben. Die Bank, auf der ich sitze, ist ein Ort der Kommemoration. Commemoratio ist ein schwer zu übersetzenden Wort. Es ist die Erwähnung der Toten, die diese gegenwärtig macht; die ihren Tod zu einem Erbe und einer Pflicht macht. In lateinamerikanischen Basisgruppen erzählen sich die Männer und Frauen die Geschichte der von den Großgrundbesitzern Ermordeten. Die Gruppe antwortet auf diese Erzählung mit dem Ruf: Presente! Sie sind hier. Das ist kommemorative Rede. Nein, die Erinnerung an jene Toten bannt mich nicht. Die Wahrheit macht frei, auch die Wahrheit unserer Schuld und der verspielten Vergangenheit. Eine Wahrheit, die bannt und den Atem nimmt, ist nur die Fratze der Wahrheit. Von ihr haben die Toten und die Lebenden nichts, weder die Opfer noch die Täter.

„Unsere Schuld“ sage ich. Aber wieso ist es meine Schuld? Ich habe jenen Menschen nichts getan, ich war am Ende des Krieges 11 Jahre alt. Wieso lese ich mich, wenn ich dort sitze, in die Schuld jener Zeit hinein? Nein, ich bin persönlich nicht schuldig und schon gar nicht meine Kinder und Enkel. Was haben sie und was habe ich mit jener Geschichte zu tun? Ja, ich bin verwickelt, nicht im Sinn einer persönlichen Schuld. Aber es waren meine Väter und Mütter, meine Lehrer und Pfarrer, meine Dichter und Philosophen, meine Musiker und Maler, die geschwiegen haben in jener Zeit, die benutzt wurden und die sich haben benutzen lassen. Die mir das Leben ermöglicht haben, haben es anderen verweigert. So gehöre ich hinein in die Geschichte der Verstrickung. Man darf sich seine Herkunft nicht rauben lassen, auch nicht die Herkunft aus Korruption und Verbrechen. Und so ist die Bank auf der ich sitze, auch meine Anklagebank, besser: meine Einklagebank. Die Erinnerung an die Toten klagt eine andere Zukunft ein. Niemand soll mehr hier oder an anderen Stellen gepeinigt und gefoltert werden.

Einmal habe ich mit einem Enkelkind auf dieser Bank am Synagogenplatz gesessen und ihm die Geschichte dieses Ortes erzählt. Auch dieses Kind wird nicht mehr gleichgültig dort vorbeigehen. Es wird hinschauen, der Ort wird zu seiner Erinnerung, er baut an seinem Gedächtnis, wie er meine Erinnerung erbaut hat. Allerdings wird dieses Enkelkind sehr viel weniger betroffen sein von der Erinnerung an den Terror, als ich es bin. Es ist eine Geschichte, die sich über 50 Jahre vor seiner Geburt abgespielt hat. Und was vor der Geburt eines Menschen liegt, gehört nicht mehr zu seiner Lebenszeit. Es ist Vorzeit. Zu meiner eigenen biographischen Zeit gehört, was damals geschehen ist. Für meine Enkel ist es erzählte und nicht erlebte Geschichte.

Es klingt zu schwer, wie ich jene Stelle und die Bank beschrieben habe. Als ich mit meiner Enkelin dort war, haben wir uns dort auch unbekümmert lustige Geschichten erzählt und wir haben Verstecken gespielt. Und auf den Nachbarbänken saßen alte Männer und tranken ihr Bier. Die Erinnerung an die Toten erstickt die Heiterkeit des Lebens nicht, oder es wäre eine falsche Erinnerung.. Die Toten haben das Recht, dass ihr Name genannt wird und dass sie unvergessen bleiben. Aber sie haben kein Recht, den Lebenden die Sonne zu

nehmen. Sie wird scheinen und wärmen und neues Leben und neue Heiterkeit wachsen lassen.

Man ehrt jene Toten nicht mit der eisernen Größe der Trauer und des Gefühls der Schuld. Zur Erinnerung gehört das Vergessen, so bitter dies klingt. Unvergessen sollen der Name und das Schicksal jener Toten sein. Aber sich selbst als Schuldigen muss man auch vergessen können. Man muss es lernen zu essen, zu trinken, zu lieben und das Leben in seiner Schönheit zu sehen. Vielleicht haben die Menschen meiner Generation als Lehrer und Lehrerinnen den Kindern und Jugendlichen zu viel zugemutet, indem wir ihnen unsere Betroffenheit zudiktieren und indem wir sie aus der Trauer und aus der Reue nicht entlassen wollten. Die Reue ist kein Gefängnis mit undurchdringlichen Mauern. Sie ist der neue Weg des neuen Menschen. Reue und Heiterkeit sind Geschwister, keine Feindinnen.

Vergebung:

Ich wollte, wir könnten das Wort Vergebung hören „frisch wie am ersten Tag“; es hören, als hätten wir es noch nie gehört. Wir haben es in unseren Kirchen so oft zu tun mit verwohnten Geheimnissen. Mit der Sprache unserer Tradition geht es uns oft, als wohnen wir in einem Schloss, dessen Schönheit wir nicht mehr wahrnehmen, weil wir zu lange darin gewohnt haben. Die Gefahr der Gewöhnung ist, dass wir das alte Wort Vergebung hören, als sei es selbstverständlich, dass auf ein Vergehen Verzeihung folgt und nicht Rache und Vergeltung. Die Gefahr ist, dass wir den Widerspruch nicht mehr hören, den unsere Tradition gegen die Geläufigkeiten erhebt. Geläufig ist, dass Zurückgeschlagen wird, wo einer schlägt; dass, wer sein Leben verspielt, im Kerker seiner Schuld eingemauert bleibt. Geläufig ist, dass jeder kriegt, was er verdient. Vergeben – eine der schönsten Fähigkeiten, Vergebung annehmen – eine beinahe noch größere Kunst.

Es gibt Dinge, die man sich nicht selbst gewähren kann, wenn sie uns nicht gewährt werden. Man kann sich nicht schön finden, wenn uns niemand schön findet. Man kann sich nicht selbst begnadigen, wenn uns niemand begnadigt. Man kann sich nicht selbst vergeben, wenn uns niemand vergibt. Wir sind nicht autark, wir genügen uns nicht selbst und wir kommen nicht mit uns selbst aus. Wir sind auf die Güte von anderen angewiesen. Dass wir bedürftige Wesen sind, ist nicht unser Mangel, es ist unser Reichtum. Sogar Gott ist bedürftig, er braucht unsere Liebe und unseren Trost. Je geistiger ein Wesen ist, umso mehr stimmt es der eigenen Bedürftigkeit zu und schämt sich ihrer nicht.

Unsere Bedürftigkeit fühlen wir als Schmerz, wo wir schuldig geworden sind und wo wir auf die Vergebung Gottes oder der Menschen angewiesen sind. Es ist nicht leicht, sich vergeben zu lassen, fast schwerer, als jemandem zu vergeben. Es ist nicht leicht, wehrlos zu werden; nicht mehr auf der Selbstverteidigung mit allen Mitteln zu bestehen und sich auszuliefern an die Gnade eines anderen. Es ist nicht leicht, aber es ist eine der großen Schönheiten des Menschen, sich aus dem verbissenen Selbstschutz herauszuwagen und zu riskieren, sich der Gnade Gottes oder der Menschen anzuvertrauen. Es ist nicht leicht, und doch dürsten wir Menschen nach fast nichts mehr als nach Vergebung. Wir dürsten danach, eine Zukunft zu

haben, nachdem wir sie mit unserer Schuld und mit unserem Ungenügen ruiniert haben. Man muss schon gewissenstau sein, wenn man die grenzenlose Sehnsucht nach Reinheit und einem Neuanfang nicht achtet, die im 51. Psalm ihre Stimme findet: „Wasche mich rein von meiner Missetat und reinige mich von meiner Sünde.“ Es ist eine der großen Menschenwürde, sich nicht mit seinem verlorenen Leben abzufinden

Der Durst nach Vergebung füllt viele Seiten der Bibel. Vergebung ist geradezu einer der Namen Gottes. „Bei dir ist Vergebung.“, schreit der Psalmist aus der Tiefe seiner Schuld (130, 4). „Bei ihm ist viel Vergebung.“ (Jesaja 55,7) Und das Versprechen Gottes (Jesaja 1,18): „Wenn eure Sünde auch blutrot ist, soll sie doch schneeweiß werden, und wenn sie rot ist wie Scharlach, soll sie doch wie Wolle werden.“ Bei Jeremia (31,34): „Ich will ihnen ihre Missetat vergeben und ihrer Sünde nie mehr gedenken.“ Genauso ist das Neue Testament voll von Vergebungs- und Barmherzigkeitsgeschichten, und eine Bitte im zentralen Gebet der Christenheit, dem Vaterunser, heißt: „Vergib uns unsere Schuld.“

Wie aber vergibt Gott unsere Schuld? Nimmt er sie nicht ernst, wie ein Vater die Fehler seiner unmündigen Kinder nicht ernst nimmt? Wischt er alles weg, wie man eine Tafel mit einer fehlerhaften Aufgabe freiwischt? Im Alten Testament, im ersten Buch Samuel (8, 1-22), wird erzählt, wie das Volk von Gott abfällt, indem es sich einen König wünscht. Bisher gab es diese Institution nicht. Männer und Frauen, die man Richter nannte, führten das Volk in Krisenzeiten. Gott war sein eigentlicher König und Führer. Nun aber sagen sie: „Wir wollen einen König, wir wollen sein wie alle anderen Völker! Ein König soll uns richten, vor uns herziehen und unsere Kriege führen.“ Abfallsgeschichten werden oft mit dieser Formulierung eingeleitet: „Wir wollen sein wie die anderen Völker!“ – also nicht mehr das besondere, von Gott erwählte, geliebte und von ihm geführte Volk. Gott ist einst vor dem Volk hergezogen bei dem gefährlichen Zug durch die Wüste, am Tag in einer Wolkensäule, nachts in der Feuersäule. Jetzt aber wollen sie einen König an der Stelle Gottes, der vor ihnen herzieht und ihre Kriege führt. So sagt denn auch Gott im Gespräch mit Samuel: „Sie haben mich verworfen, dass ich nicht mehr König über sie sein soll.“ Samuel hält dem Volk vor, was es heißt, einen König zu haben. Eure Söhne wird er zu Knechten nehmen, sagt er, und eure Töchter in seinen Dienst. Das Beste von euren Kornfeldern, Weinbergen und Herden wird er nehmen, hält er dem Volk vor. Das Volk bleibt dabei: „Nein, sondern ein König soll über uns sein!“ Gott spricht zum Propheten: „Gehorche ihrer Stimme und mache ihnen einen König!“ Das Volk wird nicht vor seiner Sünde bewahrt, es bekommt seinen erwünschten König, obwohl dieser Wunsch den Abfall vom Königtum Gottes bedeutet. Es kommt, wie es kommen musste und wie der Prophet es gesagt hat: Das Volk leidet unter seinen Königen, unter ihrer Habgier und unter der kalten Berechnung der Macht. Aber diese neue, vom Volk gegen Gott ertrotzte Situation wird zur Qual und zur Gabe Gottes in einem. Der König ist nun der Gesalbte des Herrn; er, der gegen Gottes Willen erwünscht wurde, führt und schützt es nun und baut den Tempel Gottes. Die Niederlage in der Sünde wird zur neuen Gabe Gottes. Das Volk ist nicht einfach eingeschlossen in sein Versagen und in die Folgen seiner falschen Wünsche. Die Schuld bleibt nicht folgenlos, denn der König ist so König, wie Gott es angedroht hat: Er raubt und plündert und frisst das Beste vom Volk. Und

das andere zugleich: Das Königtum ist das neue Geschenk Gottes an das Volk. Vergebung stellt den alten Zustand der Unschuld nicht wieder her. Aber aus den Ruinen der Schuld wächst das neue Heil.

So leben wir: eingeholt durch unsere eigene Vergangenheit, unter uns selber stöhnend; zugleich als solche, die einen neuen Namen haben und denen ein neuer Anfang gewährt wird. Das Gefängnis ist offen. Fürchte dich nicht! „Denkt nicht mehr an das Alte und achtet nicht auf das Vorige; Denn siehe, ich mache alles neu.“ (Jesaja 43, 18f) Dieser Anfang ist nicht wie der Lebensanfang eines unschuldigen Kindes. Es ist ein Anfangen mit Wunden und Narben. Ich erinnere mich an das Kennzeichen des Odysseus, das seine Identität bewies. Der heimkehrende Odysseus ist nach langer Abwesenheit in seiner äußeren Erscheinung unkenntlich geworden, er muss seinen alten Vertrauten seine Identität ausweisen. Sein Kennzeichen ist eine Narbe. Also das, was seine Identität einmal aufs äußerste bedrohte, die Wunde, wird in der Narbe, in der Erinnerung an die Wunde, zum Kennzeichen der eigenen Person. Menschen, die aus Niederlagen neu anfangen, haben ein unveränderliches Kennzeichen: die Narben. Den neuen Weg mit Schrunden und Narben zu gehen, ist schöner als ihn mit Füßen zu laufen, die noch nicht durchs Feuer gegangene sind.

In unserem Land kennen wir die Todesstrafe nicht. Es hat lange gedauert, bis wir darauf verzichtet haben. Wer kennt nicht den Wunsch, die zu vernichten, die vernichten? In diesen Tagen haben wir die barbarischen Morde ins Paris erlebt. Mein unmittelbares Gefühl ist: Dieser Täter sollen an den Galgen. Ich schäme mich dieses Gefühls nicht. Es hat sein Recht. Aber Gott tritt mir mit einem grösseren Recht entgegen, mit dem Recht seiner Gnade. Wir ringen uns das Verbot der Todesstrafe ab gegen unsere unmittelbaren Gefühle. Vielleicht ist es das schönste Erbe des Christentums. Das haben wir von diesem Gott der Vergebung zu lernen: Es gibt keine endgültige Verlorenheit und keine Kerker der Schuld mit undurchdringlichen Mauern. Es gibt vor dem Gott der Güte keine Hölle. Schade, dass wir dies so spät eingesehen haben.

Ich frage als alter Mann: Was ist mit uns, die wir alt sind und die so weit entfernt sind von der Reinheit des Herzens? Was ist mit uns, die wir zurückschauen auf unsere Abgründe und Zweideutigkeiten? Was ist mit uns, die wir stecken geblieben sind in unseren gescheiterten Versuchen? Neulich hat mir ein alter Mann einen Traum erzählt, der ihn gequält und befreit hat. Er stand über einer Gruft in einer alten Kirche. Plötzlich schoben sich langsam und bedrohlich die in den Boden eingelassenen Grabplatten jener Gruft zur Seite. Zwei Ratten, groß wie Kälber, sprangen aus den Gräbern und setzten sich an deren Rand. Mit einem Stock wollte er auf sie losgehen. Aber eine Stimme hielt ihn zurück, die rief: Lass sie! Gott ist auch der Herr der Ratten. Es war ein ekelhafter und ein tröstender Traum, sagte der Alte. Er hat mich gelehrt: Gott ist auch der Herr meiner Abgründe. Er ist auch der Herr des Moders unserer eigenen Vergangenheit. Die Ratten unserer Vergangenheit sind nicht größer als seine Güte. Gott, der Herr unserer Ratten, und wären sie kälbergroß. Was immer die Sache sein mag, die ich über den Tod hinaus vor Gott verantworten muss, ich habe einen Verteidiger, einen Beistand, einen Advokaten, es ist der Geist Gottes selbst.

Gericht

Gericht I: Kein anderes Symbol, kein anderer Gedanke hat in der Geschichte der Christenheit so viel Angst und Schrecken verbreitet wie der eines grandiosen Gerichts über den Menschen nach seinem Tod. Es ist der Tag des Zornes, der Dies Irae, wie es in einem alten liturgischen Text heißt, der von Mozart, Verdi, Berlioz, Britten, Cherubini und von vielen anderen Komponisten vertont wurde. Eine Strophe jenes Dies Irae heißt:

Welch ein Graus wird sein und Zagen,
Wenn der Richter kommt, mit Fragen
Streng zu prüfen alle Klagen.

In fast allen alten Kirchen ist jenes Jüngste Gericht dargestellt: Der große Höllensturz der Verdammten ins ewige Feuer und die Aufnahme der Frommen in den Chor der Seligen. Den Schrecken befestigten auch volkstümliche Erzählungen wie etwa die, dass die Verdammten im höllischen Feuer gewendet würden. 100 Jahre braten sie auf dem Rücken, dann wieder 100 Jahre auf dem Bauch. Wie kommt es, dass diese Erzählungen der Qualen so vordringlich geworden sind gegen die Erzählungen des Erbarmens und der Vergebung, von denen die Bibel voll ist? Es liegt wohl daran, dass die Hoffnung, das Gottesbild und die Frömmigkeit der Menschen nicht unabhängig sind von den Lebenslagen, in denen sie sich befinden. Ist das Leben karg, sind das Brot und die Gesundheit nicht selbstverständlich; sterben die Kinder früh und sind die Menschen in ihrem alltäglichen Leben tief verängstigt, dann zeigt sich dies auch als Angst vor Gott. Ist das Zutrauen zum Leben gering, dann droht auch das Zutrauen zu Gott zu verblassen. Dass unser Gottesbild heute freundlicher ist; dass die religiösen Texte und Lieder fröhlicher und menschenfreundlicher sind (manchmal bis zur Banalität), das hat auch damit zu tun, dass das Leben zu uns freundlicher ist und dass es nicht jeden Augenblick vom Tod bedroht ist, jedenfalls nicht in unserer Ersten Welt. Und so ist es kein Wunder, dass das düstere Dies Irae aus der Totenliturgie verschwunden ist und dass wir in neuen Kirchen keine düsteren Gerichtsdarstellungen mehr finden.

Gut! Wir glauben zum Glück heute nicht mehr an eine furchtbare Endabrechnung Gottes. Aber ist damit der Gedanke an das Jüngste Gericht erledigt, und wie könnten wir ihn unter den Bedingungen unseres Lebens verstehen? Was könnte sein humanes Geheimnis sein? Eine erste Überlegung: Wir haben als Menschen ein Recht auf das Jüngste Gericht. Wir haben ein Recht darauf, einmal unverhüllt vor dem Antlitz Gottes zu stehen, wo und wie auch immer – das weiß nur Gott. Es ist eine Gnade, zu erkennen, wer wir sind und was wir waren. Wie alles andere, ist es ein Geschenk Gottes, dass wir uns selbst nicht verborgen sind und dass wir uns in allem Gelingen und in allen Winkelzügen durchschauen können. Es gehört zu unserer Würde, vor Gott und vor uns selbst nicht versteckt zu bleiben. Gott verstellt uns den Fluchtweg, den Adam und Eva nach ihrem Fall versucht haben. Wo bist du und wer bist du?, fragt er und rettet uns vor unserer eigenen Feigheit und Dunkelheit. So ist das Gericht seiner Frage und seines Blicks unsere Reinigung und unser Schmerz. Wir entgehen dem Schmerz über uns selbst nicht, wo wir unser Ungenügen, unseren

Lebensverrat und unsere Bosheit erkennen; wo wir also ungeschminkt uns selbst gegenüber treten. Jeder, der keine seelische Hornhaut hat, der fähig ist sich zu schämen und sich Würde zutraut, kennt ja die Qual, sich selber als Verräter zu entdecken.

Nein, es ist nicht nur Pein, wenn wir uns selber schutzlos sehen und wenn gesehen werden, wie wir sind. Es kommt ja immer darauf an, vor welchen Augen wir nackt sind und gerichtet werden. Ein schlichter Vers aus dem 44. hilft mir, den richtenden Blick Gottes zu verstehen:

Er kennt ja unseres Herzens Grund.

Kann jemand mich besser kennen, als ich mich selber kenne? Und will ich, dass mich jemand besser kennt, als ich mich kenne? Es kommt darauf an, von welcher Art diese Kenntnis ist. Kennen und Erkennen können eiskalte Wörter sein: Jemanden erkennungsdienstlich behandeln; ihn so behandeln, dass er belangbar ist; dass er verfügbar ist und dass er in den Fängen eines anderen ist. Das ist nicht die Art, wie Gott den Menschen kennt, obwohl wir ihm gelegentlich solche Bosheiten angedichtet haben. Kennen und Erkennen sind Formen der Liebe. Das Wort Erkennen hat eine erotische Dimension: Adam erkannte sein Weib, und sie wurde schwanger, heißt es am Anfang der Bibel. Vielleicht erkennt uns Gott so in seinem Gericht, dass wir schwanger werden und Leben gebären von seiner Güte. Das Bild und der Gedanke sind schön: eine Erkenntnis, die nicht nur die Feststellung dessen ist, was der Fall ist; sondern eine Erkenntnis die Reinheit und Leben schafft. Ja, Gott erkennt uns auch in unserer Bosheit, er ist also nicht ein gemütlicher Onkel, der, wenn er gut gelaunt ist, alles übersieht. Aber er erkennt uns so, dass uns der Atem bleibt. Vielleicht ist es das Schönste, was man sich denken kann, dass ein Mensch, der uns liebt, uns in unseren Schwächen erkennen kann, ohne dass uns diese Erkenntnis vernichtet. Sich in die Erkenntnis eines anderen bergen mit allen Schwächen und Stärken, das hieße, sich lieben lassen. Sich in die Erkenntnis Gottes bergen, ohne Angst, vernichtet zu werden, das hieße, sich von Gott lieben lassen. Dass er „unseres Herzens Grund“ kennt, besser als wir ihn kennen, ist keine Drohung. Es ist der ganze Lebensrost. Das Gericht Gottes als ein Akt der Liebe!

Gericht II: Die kürzeste Definition des Gerichtes Gottes: Unterbrechung! Es bleibt im Gericht Gottes nichts wie es ist, und es soll nichts bleiben wie es ist. Was ist der Fall? „Die Unschuldigen werden für Geld und die Armen für ein Paar Schuhe verkauft.“ (Amos 2,6) „Sie reihen Haus an Haus und Acker an Acker, bis sie das ganze Land besitzen.“ (Jesaja 5, 8) Dagegen treten die Propheten auf, die das Gericht Gottes ankündigen. Dagegen tritt Johannes der Täufer auf, und das ist der Maßstab Jesu in seiner Rede vom Weltgericht im 25. Kapitel des Matthäusevangeliums. Es soll nicht sein und es soll nicht bleiben, dass die Hungrigen ohne Brot, die Dürstenden ohne Wasser und die Nackten ohne Kleidung sind. Das Gericht ist die Ansage der Unterbrechung der üblichen Zustände und die Herstellung des Gottesrechts für die Armen. Nein, man bekommt die Weherufe Jesu und der Propheten nicht aus dem Ohr, die gegen die ergehen, die die Fremden nicht aufnehmen und die Gefangenen nicht besuchen. Wer von Gottes Barmherzigkeit spricht, kann seinen Zorn nicht verschweigen. Wer nur von Gottes jederzeit verfügbaren und kostenloser Gnade spricht, der „zecht auf Christi Kreide“. So hat es Thomas Müntzer gegen eine billigen Gnade gesagt; gegen die, die nur den „honigsüßen Christus“, aber nicht den „bitteren Christus“ wollen. Der

in El Salvador ermordete Jesuit Ignacio Ellacuria hat zur Gerichtsrede Jesu im Matthäusevangelium gesagt: „Der Hunger dieser Welt ist der Ort Gottes. .. So müssen wir uns als Kirche fragen: Was haben wir getan, um die Armen ans Kreuz zu bringen? Was tun wir, um sie vom Kreuz abzunehmen? Was tun wir, um sie aufzuwecken?“ Was tun **wir**, um sie vom Kreuz zu nehmen? Das Gericht, die große Unterbrechung der natürlichen Verläufe ist also nicht nur ein Geschehen am Ende der Geschichte und eine Arbeit Gottes. Es ist eine Sache von heute, und es ist eine Sache von uns. Jeder theologische Gedanke ist faul, der nicht zu einer Praxis des Lebens wird; so auch der Gedanke des Gerichts und der Gnade. Gericht heißt Recht schaffen. Dabei will Gott uns als Mitarbeiter. Mit ihm sollen wir die Welt richten; sie zurechtrücken, dass sie ein Ort wird, in dem das Recht Gottes herrscht. Ich frage mich, ob ich mir nicht selbst widerspreche. Ich habe von den Augen Gottes gesprochen, die uns bergen, wie er Adam und Eva geborgen hat in die Felle seine Wärme, nachdem sie sich selbst verloren hatten. Dann rede ich in diesem letzten Teil vom Zorn Gottes über die, die seine Armen missachten. Ja, ich will den Widerspruch retten. Ich will weder den Zorn Gottes überhören noch seine Barmherzigkeit unterschlagen. Gerichtsrufe sind Bekehrungsrufe. Gott will nicht den Tod des Sünders, sondern seine Bekehrung. Aber die will er.